

Peter Auer

Sprachliche Interaktion

De Gruyter Studium

Peter Auer

Sprachliche Interaktion



Eine Einführung anhand von 22 Klassikern

2., aktualisierte Auflage

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-030984-3

e-ISBN 978-3-11-031353-6

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz: META Systems GmbH, Wustermark

Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

☺ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Vorwort

Beim Schreiben dieses Buchs haben mir die Fragen meiner Hamburger und Freiburger Studenten und Studentinnen geholfen, besonders aber die inhaltlichen Kommentare von Karin Birkner, Friederike Kern, Helga Kotthoff und vor allem Susanne Günthner. (Trotzdem sind die „Klassiker“ der folgenden 22 Kapitel eine reine Männergesellschaft geblieben!) Die Vorbereitung des Manuskripts – besonders der Bibliographie – wären ohne die Hilfe von Barbara Rönfeldt, Ines Lange, Sabine Kuner und Irmtraud Bockstahler unmöglich gewesen. Ihnen allen mein herzlicher Dank!

Hamburg, Herbst 1998

Peter Auer

Die vorliegende Auflage dieses Buchs wurde gegenüber der ersten Auflage von 1999 insbesondere in Bezug auf die biografischen Angaben zu den 22 Autoren aktualisiert und insgesamt vorsichtig überarbeitet und verbessert. Mein besonderer Dank für zahlreiche Hinweise geht an Petr Kaderka (Prag).

Freiburg, März 2013

Peter Auer

Inhalt

Einführung — 1

- 1 Kommunikation (*Claude E. Shannon*) — 7
- 2 Ausdruck – Appell – Darstellung (*Karl Bühler*) — 19
- 3 Sprachfunktionen (*Roman Jakobson*) — 33
- 4 Metakommunikation (*Paul Watzlawick*) — 41
- 5 Äußerung (*énonciation*) (*Emile Benveniste*) — 53
- 6 Gebrauch (*Ludwig Wittgenstein*) — 63
- 7 Performativ (*John Langshaw Austin*) — 73
- 8 Sprechakt (*John Searle*) — 83
- 9 Konversationsmaximen (*H. Paul Grice*) — 95
- 10 Handlung (*Max Weber*) — 107
- 11 Alltag (*Alfred Schütz*) — 119
- 12 Indexikalität/Reflexivität (*Harold Garfinkel*) — 131
- 13 Sequenzialität (*Harvey Sacks*) — 141
- 14 Ordnung der Interaktion (*interaction order*)
(*Erving Goffman*) — 153
- 15 Kontextualisierung (*John J. Gumperz*) — 169
- 16 Kommunikative Gattungen (*Thomas Luckmann*) — 181
- 17 Performanz (*Dell Hymes*) — 193
- 18 Kultur (*Clifford Geertz*) — 205
- 19 Ideologie (*Valentin Vološinov*) — 219
- 20 Intertextualität (*Michail M. Bachtin*) — 229
- 21 Diskurs (*Michel Foucault*) — 239
- 22 Sprachlicher Markt (*Pierre Bourdieu*) — 247

Literaturverzeichnis — 261

Sachregister — 281

Personenregister — 289

Einführung

In den folgenden 22 Kapiteln werden 22 Autoren vorgestellt, die ohne Zweifel Klassiker der verbalen Interaktionsanalyse sind; sie haben alle – teils im Zentrum ihrer Schriften, teils als Nebenprodukt ihrer Beschäftigung mit anderen Themen – bedeutende Beiträge zur Grundlegung einer Theorie sprachlichen Handelns geleistet. Zugleich werden 22 Begriffe erläutert, die den 22 Autoren zugeordnet sind; zusammen genommen sollen sie das Spektrum des heute relevanten Grundwissens über sprachliche Interaktionsanalyse abdecken.

Dass sprachliches Handeln bzw. sprachliche Interaktion¹ ein genuiner Gegenstandsbereich der Linguistik ist, wird heute kaum mehr bestritten; fast drängt sich der umgekehrte Eindruck auf, dass die Sprachwissenschaft seit der sog. pragmatischen Wende in den frühen 1970er Jahren so selbstverständlich mit Begriffen wie ‚Sprechakt‘ oder ‚Kommunikation‘ umgeht, als ob es in der Linguistik schon eine ausgearbeitete und allgemein akzeptierte Theorie sprachlichen Handelns gäbe. Tatsächlich ist dies keineswegs der Fall. Zwar sind in den vergangenen 40 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht worden, die die z. B. von Th. Luckmann beklagte „sprachtheoretische Armut der Gesellschaftstheorie und die gesellschaftstheoretische Verflachung der Spezialdisziplinen, die sich mit Sprache und Kommunikation beschäftigten“ (1995: 48) deutlich gemildert hat. Wie die Liste der Autoren zeigt, die in den folgenden Kapiteln besprochen werden, sind Sprachwissenschaftler darunter aber die Minderheit. Die bedeutendsten Erkenntnisse zum Thema, über die wir heute verfügen, gehen auf soziologische, sprachphilosophische und anthropologische Theoretiker zurück. Auf ihren Schultern eine ausgearbeitete Handlungstheorie zu entwickeln, die linguistische Fragestellungen im engeren Sinn unmittelbar mit einbezieht, ist bisher nur in Fragmenten gelungen. Trotzdem hat sich die Linguistik die ‚Pragmatik‘ mit solcher Selbstverständlichkeit einverleibt, dass diese außerlinguistischen Quellen zumindest im Studium teils nur noch vom Hörensagen bekannt sind und berücksichtigt werden. Nicht wenige Einführungsseminare räumen der ‚Pragmatik‘ zwar den ihr gebührenden Platz ein; dahinter verbirgt sich aber nicht selten eine platte Sprechaktlinguistik, angereichert mit Versatzstücken aus popularisierter Konversationsanalyse und kaum

1 Die Begriffe ‚sprachliches Handeln‘ und ‚sprachliche Interaktion‘ werden in diesem Buch weitgehend synonym verwendet, soweit nicht der jeweils zu besprechende Autor erkennbar vom Gegenteil ausgeht. Die in der Literatur verschiedentlich zu beobachtende Tendenz, den ersten Begriff mehr für intentionalistische Herangehensweisen zu reservieren, den zweiten eher für dialogisch-materialistische, scheint mir verfehlt, weil der Einheit des Gegenstands zuwider laufend.

auf ihre Brauchbarkeit befragten Kommunikationsmodellen. Entwicklungen der 1980er und 1990er Jahre außerhalb der Linguistik werden ebenso wenig berücksichtigt wie der wissenschaftsgeschichtliche Hintergrund solcher Ansätze wie die ethnomethodologische Konversationsanalyse. Einer der Gründe, die für diese unbefriedigende Lage verantwortlich sind, mag das Fehlen einer auf Sprache hin orientierten zusammenfassenden Darstellung dieser Quellen und Entwicklungen sein.

Der Versuch, eine solche Darstellung zu geben, ist unter anderem deshalb so schwierig, weil die heute in der pragmatisch orientierten Linguistik zusammenfließenden Traditionen äußerst disparat sind. Es treffen Theorien oder Theoriefragmente von genuin sprachwissenschaftlich ausgerichteten Wissenschaftlern wie Bühler oder Benveniste, deren Interesse vor allem der Deixis und sprachlichen Kontexttheorie gilt, auf kybernetisch und semiotisch basierte Kommunikationsmodelle, die selbst wieder sehr unterschiedlichen Zielen dienen – von der technischen Informationsübertragung (Shannon) bis zur Poetik (Jakobson); mit ihnen verbindet sich die aus der *ordinary language philosophy* stammende Sprechakttheorie sowie die in einer phänomenologisch-soziologischen Tradition verwurzelte Konversationsanalyse, mit unklaren Bezügen zu Wittgenstein und Schütz. Später sind zu dieser Mixtur anthropologische Ansätze (und Begriffe: Kultur, sprachlicher Markt, Performanz, Gattung, etc.) sowie literaturtheoretisch-kultursemiotische Theorien (z. B. von Bachtin und Foucault) hinzugekommen.

Obwohl diese Traditionen alle für die Linguistik in der einen oder anderen Weise relevant sind, ist es kaum denkbar, sie zu einer in sich konsistenten Gesamtheorie zusammenzuschmieden. Es gibt einzelne Traditionslinien (etwa: Weber – Schütz – Garfinkel – Sacks; Austin – Searle; Bühler/Shannon – Jakobson; Schütz – Luckmann; Gumperz – Hymes), möglicherweise zufällige Koinzidenzen und Ähnlichkeiten (Wittgenstein – Garfinkel/Sacks; Bühler – Benveniste; Vološinov – Foucault), Wahlverwandtschaften (Geertz – Wittgenstein) und antagonistische Bezugnahmen (Goffman – Sacks; Bourdieu – Grice), aber auch völlig unabhängige Entwicklungen. Die in der vorliegenden Einführung gewählte Darstellungsweise, die sich an einzelnen Autoren orientiert, denen jeweils ein Grundbegriff zugeordnet ist, schien mir dieser teils fragmentierten, teils durch Familienähnlichkeiten zusammengehaltenen Phase der Theoriebildung am ehesten zu entsprechen. Wo immer möglich, habe ich versucht, auf Ähnlichkeiten sowie Querverbindungen und explizit gemachte oder zu vermutende Einflüsse hinzuweisen.

Am Anfang steht das Stichwort ‚Kommunikation‘ und das Modell der mathematischen Kommunikationstheorie Claude Shannons (Kap. 1); weniger, weil dieses Modell zum linguistischen Allgemeinwissen gehört, sondern vor

allem, weil fast alle der nachfolgenden Autoren sich direkt oder indirekt auf dieses Modell beziehen oder beziehen lassen, und zwar in der Regel, indem sie sich davon abgrenzen bzw. seine verschiedenen Komponenten angreifen. Bühlers schon früher entstandenes Organonmodell (Ausdruck – Appell – Darstellung, Kap. 2) weist nur scheinbare Parallelen auf; tatsächlich ist es als Zeichenmodell zu verstehen, das die verschiedenen Dimensionen der *face-to-face*-Interaktion in die Konstitution des sprachlichen Zeichens integriert. Jakobsons Bühler verpflichtetes Funktionsmodell der Sprache (Sprachliche Funktionen, Kap. 3) versucht, zwischen Kommunikations- und Zeichenmodell zu vermitteln. In diesen Diskussionszusammenhang gehört auch Watzlawick, der aus psychotherapeutischer Sicht den Begriff der Metakommunikation (Kap. 4) aus dem Sprachfunktionenmodell weiterentwickelt.

Emile Benveniste (Kap. 5), der mit seiner Theorie der Äußerung (*énonciation*) und des Diskurses (*discours*) in mancher Hinsicht Bühler nahesteht, ist einer der wenigen französischsprachigen Linguisten, die die Beschränkungen des Strukturalismus überwinden. Durch die Betonung des Individuums, das sich in der Aneignung der Sprache zum ‚Subjekt‘ macht, weist er (ohne dass eine wechselseitige Beeinflussung nachweisbar wäre) auch gewisse Affinitäten zu Erving Goffman (Kap. 14) auf, der in der amerikanischen Soziologie der 1950er und 1960er Jahre ebenso ein Sonderfall ist wie Benveniste in der französischen Linguistik dieser Zeit.

Mit Kap. 6 wechselt die Perspektive zur Sprachphilosophie, besonders zur *ordinary language philosophy*. Wittgensteins Gebrauchstheorie der Sprache macht aus historiographischen Gründen den Anfang, obwohl ihre Bezüge zur Sprechakttheorie (wie übrigens auch zur Ethnomethodologie und Konversationsanalyse) erst im Nachhinein hergestellt worden sind. Durch Austins Überlegungen zu den von ihm so genannten „Performativen“ (Kap. 7) wurde sprachliches Handeln zu einem akzeptierten Thema der Sprachphilosophie, deren Beschränkung auf wahrheitswertfähige Aussagen er kritisiert und auflöst. Obwohl die Bedeutung dieser sprachphilosophischen Diskussion von Linguisten wie Benveniste schon früh erkannt wurde, konnte erst die Systematisierung dieses Ansatzes bei Searle den Siegeszug der Sprechakttheorie (Kap. 8) in der Linguistik einleiten. Mit Grice' Theorien des Meinens und der Konversationsmaximen (Kap. 9) ist ein erster Gegenpol zum Shannonschen Kommunikationsmodell erreicht: an die Stelle eines „Code-Modells“ der Interaktion tritt ein „Inferenzmodell“, das die linguistische Pragmatik bis heute dominiert.

Die folgenden Kapitel 10–13 greifen erneut einen anderen Forschungszusammenhang auf, nämlich den der Sprachsoziologie. Max Weber sieht zwar seine intentionale Handlungstheorie lediglich als Bedingung soziologischen Arbeitens (Kap. 10), dennoch hat sie die nachfolgenden Theoretiker nachhaltig

beeinflusst. So wendet und stützt Alfred Schütz Webers Theorie aus phänomenologischer Sicht; besonders seine Theorie alltäglicher Typisierungen expliziert Webers Begriff des „gemeinten Sinns“ einer Handlung (Stichwort ‚Alltag‘, Kap. 11). Hier setzt auch Harold Garfinkel an, der wie Schütz an den grundlegenden Verfahren der Sinngebung im Alltag interessiert ist und mit dem Begriffspaar Indexikalität/Reflexivität (Kap. 12) in der Ethnomethodologie eine radikalkonstruktivistische Kontexttheorie entwickelt. Als Umsetzung dieser Theorie in die Beschreibung von Alltagsgesprächen ist die Konversationsanalyse zu verstehen, die in Kap. 13 anhand einiger wichtiger Schriften Harvey Sacks' unter dem Stichwort ‚Sequenzialität‘ eingeführt wird.

Ethnomethodologie und Konversationsanalyse sind in Auseinandersetzung mit Erving Goffman, aber auch beeinflusst von anthropologischen Theoriezusammenhängen der 1960er und 1970er Jahre entstanden, auf die sie selbst wieder zurückgewirkt haben. Goffman (Kap. 14) betont jedoch – anders als die Konversationsanalyse – den „rituellen“ oder „moralischen“ Charakter der Interaktion, wenn er die Formen der Selbstdarstellung des Individuums im sprachlichen Handeln in den Mittelpunkt seiner Auffassung der ‚Ordnung der Interaktion‘ (*interaction order*) rückt. Einige dieser Theoriezusammenhänge werden in den Kapiteln 15–18 vorgestellt, beginnend mit John Gumperz' Arbeiten zur ‚Kontextualisierung‘, die vor allem wegen ihrer Berücksichtigung prosodischer und gestischer Kontextualisierungsverfahren und wegen ihrer Anwendbarkeit auf interkulturelle Kommunikationssituationen leicht an linguistische Fragestellungen angeschlossen werden können. Thomas Luckmanns ‚kommunikative Gattungen‘ (Kap. 16) und die von Dell Hymes vorangetriebenen Untersuchungen zur ‚Performanz‘ (Kap. 17) operieren beide (ohne Gumperz' Terminus zu verwenden) mit solchen Kontextualisierungsverfahren. Performanz und Gattung gehören zusammen, denn Performanz ist nicht ohne die Verfestigung sprachlichen Handelns in Gattungen denkbar, während Gattungen im Sinne Luckmanns sehr häufig nach ihrer Performanz bewertet werden.

Das folgende Kapitel 18 führt anhand einer kritischen Diskussion der Arbeiten von Clifford Geertz den Kulturbegriff ein. Geertz wendet sich in handlungstheoretischer Absicht gegen den kognitiven Kulturbegriff, d. h. er verlegt Kultur aus den Köpfen der Mitglieder einer Gesellschaft in ihr Handeln; damit schlägt er auch die Brücke zum letzten Teil des Buchs (Kap. 19–22), der einigen für die Linguistik wichtigen kultursemiotischen Theorien gewidmet ist.

Valentin Vološinovs ‚Ideologie‘ (Kap. 19) ist Geertz' ‚Kultur‘ sehr nah. Beide manifestieren sich in der Zeichenpraxis, aus der sie zu rekonstruieren sind. Michail Bachtin verweist einerseits auf die Disziplinierung dieser Zeichenpraxis in Form von Diskurstraditionen (die er ebenfalls Gattungen nennt), andererseits beschreibt er mit dem später mit seinen Schriften assoziierten Schlag-

wort der Intertextualität (Kap. 20) auch die Formation dieser Traditionen; damit rückt er nah an Michel Foucault (Stichwort ‚Diskurs‘, Kap. 21). Ein Blick auf die Bewertungsmechanismen für sprachliche Äußerungen auf dem sprachlichen Markt (Kap. 22) im Sinne Pierre Bourdieus schließt die Darstellung ab.

Ich will einräumen, dass die Auswahl der Stichworte wie auch die der zugeordneten Autoren in diesem Buch nicht ganz frei von persönlichen Vorlieben war. Es hätte weitere Kandidaten gegeben, die sicherlich einen Einfluss auf die linguistische Diskussion gehabt haben und noch heute haben (man denke an Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Bronislaw Malinowski, George Herbert Mead oder Gregory Bateson). Persönlich schätze ich ihren Beitrag zur *linguistischen* Handlungstheorie geringer ein als den der aufgenommenen Wissenschaftler; andere hätten hier aber vielleicht anders geurteilt. Dasselbe gilt auch für die Grundbegriffe zur Theorie sprachlichen Handelns; denkbar und sinnvoll wären zum Beispiel auch Stichwörter wie Institutionalisierung, Ritualisierung, Hegemonie gewesen, ganz zu schweigen von detaillierteren Untersuchungsfeldern wie non-verbale Kommunikation oder Narrativ. Für manche dieser Bereiche liegen allerdings keine ausgearbeiteten und allgemein bekannten Theorien vor, und natürlich hat auch die Darstellungsform (Paare von Theoretikern und Grundbegriffen) der Auswahl gewisse Grenzen auferlegt.

Wie schon angedeutet, machen die Beiträge einiger Autoren zur Theorie sprachlichen Handelns nur einen (manchmal kleinen) Teil ihres Gesamtwerks aus (dies gilt etwa für M. Weber, Th. Luckmann, M. Bachtin, M. Foucault, J. Gumperz, P. Bourdieu). In diesen Fällen können die folgenden Kapitel also keineswegs als Einführung in das Werk des jeweiligen Autors betrachtet werden, sondern lediglich als Darstellung eines Einzelaspekts. Die leitende Frage war immer, wie weit die referierten Theorien und Autoren aus sprachwissenschaftlicher Perspektive für eine Theorie des sprachlichen Handelns relevant sind. Es versteht sich im Übrigen von selbst, dass die vorliegende Einführung nur Überblickscharakter haben kann; für eine vertiefte Beschäftigung mit den jeweiligen Autoren bzw. Themen werden in den einzelnen Kapiteln weiterführende Literaturhinweise gegeben.

Auf die grundsätzliche Frage einzugehen, warum sich denn die Sprachwissenschaft überhaupt mit sprachlichem Handeln beschäftigen sollte, scheint angesichts der Trivialisierung des pragmatischen Charakters von Sprache in der heutigen Linguistik überflüssig. Die meisten Vertreter und Vertreterinnen des Fachs würden sie wohl mit einem kurzen Verweis darauf beantworten, dass sprachliche Interaktionsabläufe zum genuinen Gegenstandsbereich der modernen Linguistik gehören, die sich nicht nur mit Sprache als Grammatik beschäftigt, sondern auch mit Gesprächen in informellen wie formellen, privaten wie institutionalisierten, unmittelbaren und mittelbaren (medialen) Zusam-

menhängen. Diese Antwort ist ohne jeden Zweifel richtig, jedoch nicht ausreichend. Tatsächlich ist der Zusammenhang zwischen Sprache als grammatischem System und Sprache als Ressource der Kommunikation viel komplexer und viel weniger additiv als mit einer solchen Ansicht suggeriert wird. Es geht um nichts weniger als die Frage, ob und wie sich im Handeln überhaupt erst Sprache (qua Grammatik) konstituiert, und ob und wie andererseits Handeln erst durch Sprache (qua Grammatik) möglich wird.

Zumindest solche Ansätze in der Grammatikforschung, die Grammatik nicht nur als uninteressantes Oberflächenkorrelat der eigentlich zu beschreibenden Bioprogramme ansehen, sondern als historisch gewachsene, optimierte und/oder konventionalisierte Lösungen für kommunikative Aufgaben (vgl. die Ergebnisse der Grammatikalisierungsforschung der letzten Jahre), kommen nicht darum herum, diese kommunikativen Aufgaben im Rahmen einer Theorie sprachlicher Kommunikation genauer zu bestimmen. Nur wenn man weiß, wie sprachliches Handeln möglich ist, lässt sich der Übergang von individuellen, auf die situativen Umstände zugeschniderten Strategien zur Bewältigung interaktiver Aufgaben einerseits zur Sedimentierung solcher Strategien in grammatischen Formen andererseits adäquat beschreiben. In diesem Sinn (und wenn man einem umfassenden sprachwissenschaftlichen Programm dieser Art überhaupt folgen möchte) ist die Beschäftigung mit sprachlichem Handeln ebenso Voraussetzung für sprachwissenschaftliches Forschen im engeren, grammatischen Sinne, wie sie in Max Webers Entwurf der Gesellschaftswissenschaften Voraussetzung für jede Politik- und Wirtschaftswissenschaft ist. Davon, wie der ‚Sprung‘ vom individuellen Handeln zur *langue* als sozialem System funktioniert, wissen wir allerdings immer noch zu wenig.

1 Kommunikation

Claude E. Shannon

C. E. Shannon (1916–2001) promovierte 1940 am Massachusetts Institute of Technology (MIT) und war zunächst bei den Bell Telephone Laboratories, seit 1958 als Professor am MIT tätig. Sein Einfluss auf die Linguistik ist im Rahmen des in den 1940er und 1950er Jahren erwachenden Interesses von Mathematikern und Ingenieuren an Problemen der Kommunikation zu sehen. Grundlagen der mathematisch fundierten Kommunikationstheorie sind neben den Schriften Shannons die von Norbert Wiener (1894–1964, ebenfalls am MIT, vgl. Wiener 1948); sie behandeln Kommunikation eher aus der Perspektive der Naturwissenschaften, während Shannon mehr aus der Sicht der Ingenieurwissenschaften argumentiert. Ergebnisse dieser Forschungen waren die „Kybernetik“, also die Lehre von selbststeuernden Systemen, die „Automatentheorie“ und die Informatik.

Das rege Interesse an Kommunikationsproblemen nach dem 2. Weltkrieg hängt nicht zuletzt mit dem Beginn der Computerforschung zusammen, die selbst wiederum durch militärische Fragestellungen, besonders die Entwicklung von selbststeuernden Raketensystemen, angestoßen wurde. So definiert z. B. Warren Weaver (s. u.) Kommunikation zwar zunächst als eine Form *menschlichen* Verhaltens, mit dem „one mind may affect another“, fügt aber hinzu, dass es nützlich sein kann, den Begriff so auszuweiten, dass er auch „the procedures by means of which one mechanism (say automatic equipment to track an airplane and to compute its probable future positions) affects another mechanism (say a guided missile chasing this airplane)“ mit einschließt (1949: 3); die Fragestellung ist typisch für die Hochrüstungsperiode während des Kalten Kriegs.

Trotz der nicht human-, sondern natur- bzw. ingenieurwissenschaftlichen Interessen der Begründer der mathematischen Informations- und Kommunikationstheorie hatten sie in den 1950er und 1960er Jahren einen bedeutenden Einfluss auf die Linguistik. In den USA lässt sich dieser Einfluss auf eine Phase interdisziplinärer Kooperation zwischen Informatikern, Anthropologen, Psychiatern (wie Watzlawick, Bateson; vgl. Kap. 4), Spezialisten für non-verbale Kommunikation (Schefflen, Birdwhistell) und eben auch Linguisten (wie Charles Hockett) an einigen Forschungszentren (v. a. in Palo Alto) zurückführen.¹ Die im Informationsbegriff implizierte Abkehr von der („unpräzisen“) Semantik

¹ Vgl. zu den wissenschaftsgeschichtlichen Hintergründen Kendon (1990: 15 ff.).

wurde durch die parallele Entwicklung in der Sprachpsychologie im Behaviorismus unterstützt.²

In Deutschland wurden die mathematisch orientierten Kommunikationsmodelle erst in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren als Teil der Neuorientierung der Sprachwissenschaft an formalen Modellen populär. Man sah in ihnen einen exakten, ‚wissenschaftlichen‘ Gegenentwurf zu den älteren europäischen, philologisch und hermeneutisch orientierten Vorstellungen von Sprache und Sprechen: „Die Neue Wissenschaft [von der Sprache] wird in erster Linie durch das Pathos der Wissenschaftlichkeit aufgebaut“, kommentierte Maas diese Entwicklung schon 1972 kritisch (vgl. Maas/Wunderlich 1972: 32; vgl. auch 54 ff.). Für die enorme Bekanntheit des Shannonschen Modells ist aber wohl vor allem seine zentrale Stellung im *Funkkolleg Sprache* verantwortlich, wo es im ersten und zweiten Kapitel ausführlich behandelt wird (Herrlitz 1973).³

Dem folgenden Kapitel liegt die Zusammenfassung und populäre Darstellung der Theorie durch Warren Weaver zugrunde, auf die sich die linguistische Literatur in der Regel stützt: „Recent contributions to the mathematical theory of communication“, in: Claude Shannon & Warren Weaver, 1949, *The Mathematical Theory of Communication*. Urbana: University of Illinois Press, S. 3–28.

* * *

Kommunikation (in einem sehr allgemeinen, über menschliche Interaktion hinausgehenden Sinn) wird bei Shannon – in der Darstellung Weavers – wie in Abb. 1 modelliert. Es ist zunächst nicht recht einsichtig, warum ein solches Modell, das eher einem Schaltplan ähnelt, für die linguistische Beschreibung von sprachlicher Kommunikation relevant sein könnte. Um diesem Einwand zu begegnen, definieren Shannon/Weaver Kommunikation als einen Prozess

² Vgl. die berühmte Neudefinition von Bedeutung bei Bloomfield: „We have defined meaning of a linguistic form as the situation in which the speaker utters it and the response which it calls forth in the hearer.“ (1933: 139)

³ Das „Funkkolleg Sprache“ wurde 1969/1970 unter Federführung von K. Baumgärtner und H. Steger konzipiert (1. Aufl. 1971, 2. Aufl. 1974). Die Taschenbuchausgabe erschien 1973. Herrlitz (1973) legt allerdings eine Version des Kommunikationsmodells vor, die in mancher Hinsicht weit über Shannon/Weaver hinausgeht und neben einem zwischen Sprecher und Hörer nur überlappenden, aber nicht identischen Code auch verschiedene Kontextfaktoren wie „Redekonstellationstyp“ und „soziale Normen“ vorsieht. Die ‚Rohrpostauffassung‘ von Information (Reddy 1979) bleibt freilich auch in der 2. Auflage erhalten (²1974: 29).

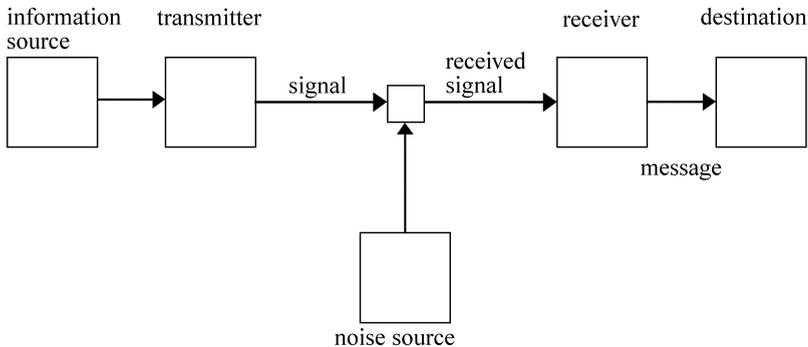


Abb. 1: Das Shannonsche Kommunikationsmodell.

auf drei Ebenen, von denen jeweils die tiefere Ebene (nach ihrer Meinung) Voraussetzung für die nächsthöhere ist. Die drei Ebenen sind (a) das „technische Problem“, wie Kommunikationssymbole ohne Verlust übermittelt werden können, (b) das „semantische Problem“, wie exakt die übermittelten Symbole die intendierte Bedeutung übermitteln können und (c) das „Effektivitätsproblem“ (wir könnten heute sagen: das pragmatische Problem), wie erfolgreich die empfangene Bedeutung das Verhalten des Adressaten in der gewünschten Weise beeinflusst. Shannon/Weaver behaupten nun, die erste, technische (und in vieler Hinsicht vor-linguistische) Ebene sei nicht nur die Voraussetzung für die höheren, sondern beeinflusse diese auch in größerem Maß, als man vermuten könnte. Deshalb sei eine „Theorie der 1. Ebene“ in signifikanter Weise auch eine für die höheren, ja, die Trennung zwischen den drei Ebenen sei letztendlich überflüssig, weil sich auf der technischen Ebene schon alle relevanten Probleme behandeln ließen (S. 25). In diesem Kapitel ist zu klären, ob dies tatsächlich der Fall ist.

Dem Modell zufolge wird von der Informationsquelle (z. B. einem denkenden Menschen) eine Nachricht (Botschaft) aus einer Vielzahl von Botschaften ausgewählt und im Sender in eine Folge von Symbolen (z. B. Laute) umgewandelt. Dieses Signal wird durch den Kommunikationskanal unter Umständen verschlechtert, weil z. B. die Entfernung zwischen Sender und Empfänger die Qualität der mündlich-auditiven Übertragung von Lauten beeinträchtigt. Das empfangene Signal ist also meist nicht identisch mit dem gesendeten; diese kanalbedingte Differenz nennt man *Rauschen*. Der Empfänger funktioniert umgekehrt wie der Sender und verwandelt das Signal zurück in eine Nachricht (Botschaft), die vom Adressaten (Ziel) verstanden werden kann, also z. B. von einem anderen, zuhörenden Menschen.

Zentral ist für das Modell der Begriff der *Information*, der deutlich von der Nachricht (Botschaft) selbst geschieden wird. Information ist nichts, was man

der Nachricht selber entnehmen kann (wie Bedeutung, die ihr zumindest in manchen Bedeutungstheorien ‚anhaftet‘), sondern nur dem Kontext, in dem die Informationsquelle operiert, genauer: sie basiert auf den möglichen Alternativen, die im Augenblick des Auswählens der Nachricht zur Verfügung stehen. Je größer ihre Zahl, um so ‚relevanter‘ ist die übermittelte Nachricht, d. h. umso mehr Information enthält sie. Nach John W. Tukey wird als Einheit für Information der *binary digit* (*bit*) verwendet, also der Logarithmus zur Basis 2. Stehen z. B. 16 Alternativen zur Verfügung, so ist die Information der übermittelten Nachricht $\log_2 16 = 4$.

In den interessanteren Fällen besteht eine Nachricht aus mehreren miteinander verketteten Einheiten. Deshalb muss ein weiterer Faktor berücksichtigt werden: in einer gegebenen Sequenz von informationstragenden Einheiten reduziert sich die Informationshaltigkeit einer dieser Einheiten um so mehr, je mehr sie von ihrem (linearen) Kontext (den Einheiten, die ihr vorausgehen) determiniert wird. Der Kontext oder die Menge der verfügbaren Alternativen ist deshalb auch von der zeitlichen Verkettung der einzelnen Symbole bestimmt.

Man kann sich also nach Shannon die Kodierung einer Nachricht als Verkettung von einzelnen, jeweils informationstragenden Einheiten vorstellen: die Wahrscheinlichkeit des Übergangs von einem ‚Knoten‘ (Einheit) zum nächsten ist von Fall zu Fall verschieden.⁴ (Beispiel: nach einem (schwach deklinierten) indefiniten Artikel wie *ein* ist im Deutschen die Anzahl der möglichen Folgewörter weit stärker beschränkt – es kann nur eines oder mehrere Adjektive/Partizipien oder ein Nomen folgen – als nach einem Nomen, d. h. im ersten Fall ist die grammatische (!) Information der Folgeeinheit wesentlich geringer als im ersten.) Die Produktion eines Satzes einer Sprache ist deshalb nach dem mathematischen Modell von *finite state Markov processes* beschreibbar.⁵

Information ist identisch mit der *Entropie* des Systems (d. h. der Informationsquelle). Je unstrukturierter die Informationsquelle ist, umso mehr Alternati-

⁴ Bei gesprochener Sprache handelt es sich natürlich phonetisch nicht um abgrenzbare Einheiten, sondern um kontinuierliche Vorgänge – komplexe Wellen. Diese können allerdings in diskrete Informationseinheiten zerlegt werden (*sampling*), und zwar nach einem Theorem, nach dem die *bias*-freie Wiedergabe eines Frequenzumfangs von n Hz durch ein *sampling* mit der Frequenz von $2 \times n$ Hz möglich ist. Dieses Verfahren des *sampling* wird in der akustischen Phonetik angewendet, wenn man gesprochene Sprache digitalisiert, bevor man sie weiter analysiert.

⁵ Die Anfänge der generativen Grammatik sind übrigens eng mit Chomskys Kritik an solchen „Markov chains“ verbunden (vgl. Chomsky 1957: 18 ff.).

ven zu einer bestimmten Nachricht (Botschaft) gibt es.⁶ Man kann die faktische Entropie einer Informationsquelle mit der maximalen Entropie vergleichen, die die Menge von Symbolen zulassen würde, die der Informationsquelle zur Verfügung stehen, wenn diese ohne jegliche weitere Einschränkungen kombiniert werden könnten. So ließe sich z. B. aus der Menge alle Phoneme des Deutschen die maximale Entropie der deutschen Phonologie berechnen, die sich aus der freien Kombinierbarkeit aller Phoneme miteinander ergäbe. Faktisch ist diese Kombinierbarkeit jedoch durch die phonotaktischen Strukturregularitäten des Deutschen beschränkt (kein Anlaut aus zwei Plosiven, kein velarer Nasal im Anlaut, etc.). Das Verhältnis von absoluter zu faktischer Entropie nennen Shannon/Weaver relative Entropie, ihr Gegenteil *Redundanz*.

Die Entropie (Redundanz, Informationshaltigkeit) einer Nachricht (Botschaft) ist also vom statistischen Zustand der Informationsquelle in einem bestimmten *Kontext* determiniert. Die Entropie des *Signals* ist hingegen auch von der Kodierung abhängig, also der Aktivität des Senders (*transmitter*). Auf menschliche Sprache bezogen, kann man sich zum Beispiel das Schreiben als einen *transmitter* vorstellen, der Sprache in Buchstaben umsetzt. Dabei werden bestimmte Umkodierungen der ‚inneren Sprache‘ vorgenommen, manche Dinge werden überhaupt nicht kodiert, etc. Die Entropie der Nachricht (z. B. berechnet nach der Redundanz der Phonemfolgen) ist dann nicht genau identisch mit der Entropie des Signals (z. B. berechnet als Redundanz der Graphemfolgen), denn zwischen Phonemen und Graphemen des Deutschen besteht keine 1:1-Beziehung. (Vgl. etwa die unterschiedlichen, bi- und monographischen Entsprechungen für das Phonem /ts/, z. B. in *Rätsel*, *Ritze*, *Zahl*.)

Art des Senders und Kapazität des Kanals sind aufeinander bezogen; im extremen Fall eines rauschfreien Kanals ist die Entropie im Kanal mit der des Signals identisch. Allgemein definiert sich die Kapazität des Kanals aus der Menge von Information, die der Sender im Kanal pro Zeiteinheit übermitteln kann (C). Wenn man davon die Menge von Information, die derselbe Sender pro Zeiteinheit von der Informationsquelle aufnehmen kann, unterscheidet (H), so lässt sich sagen, dass ein rauschfreier Kanal mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit C/H übermittelt, d. h. die Geschwindigkeit der Informationsübermittlung ist abhängig von der Menge der zu sendenden Informationen und der Kodierungsgeschwindigkeit. Der Wert wird größer, wenn der Sender

6 Der Entropie-Begriff wurde Mitte des letzten Jahrhunderts von Clausius und von Boltzmann eingeführt und v. a. in der Thermodynamik berühmt, wo es ein Theorem gibt – den 2. Thermodynamischen Hauptsatz –, nach dem innerhalb eines abgeschlossenen Systems der Energieverfall (also die Zunahme von Chaos) unvermeidlich ist. Die Zunahme an Entropie ist eine statistisch vorhersagbare Konsequenz des zufälligen Zusammenstoßens der Moleküle, z. B. eines Gases.

mehr Information übermittelt und/oder weniger Information aufnehmen kann. Er wird kleiner, wenn der Sender weniger Information übermittelt und/oder mehr Information aufnehmen kann.

Ein guter Sender ist einer, der die Nachricht so kodiert, dass sie im gewählten Kanal optimal übermittelt werden kann. Dazu sind allerdings unter Umständen komplizierte Kodierungsverfahren nötig, die viel Kodierungszeit erfordern; deshalb ist die Übermittlungszeit gegen die Kodierungszeit aufzurechnen.

In der Praxis sind Kanäle freilich nicht rauschfrei. Dies bedeutet, dass durch Verzerrungen des Signals oder Übermittlungsfehler die Information in der empfangenen Nachricht größer (sic!) ist als die in der gesendeten – pragmatisch gesehen ein unbefriedigender Zustand. Man versucht deshalb, die durch Rauschen bedingte Verzerrung zu vermeiden, oder anders gesagt: die relative Entropie der Botschaft zum empfangenen Signal bzw. umgekehrt soll klein sein. Es kann deshalb sinnvoll sein, durch Redundanz der Kodierung (also geringere Entropie in der Botschaft) die Unsicherheitsbeziehung zwischen empfangenem Signal und enkodierter Nachricht gering zu halten. Völlig redundanzfreie Botschaften sind deshalb unter natürlichen Bedingungen des Sprechens genauso wenig sinnvoll wie rauschfreie Kanäle möglich sind.

Wie aber lässt sich nun diese Konzeptualisierung der technischen Seite von Kommunikation (die sich an der Frage orientiert, wie Symbole möglichst gut übertragen werden können) auf die höheren Ebenen der semantischen und pragmatischen Kommunikation beziehen? Shannon/Weaver sind der Meinung, dass ihr Informationsbegriff die Semantik überflüssig macht. Dazu schlägt Weaver zwei Erweiterungen des Modells um einen „semantischen Empfänger“ und ein „semantisches Rauschen“ vor (S. 26 f.), die allerdings in der populären Rezeption nicht mehr berücksichtigt worden sind – sie machen das Modell auch ziemlich undurchsichtig:

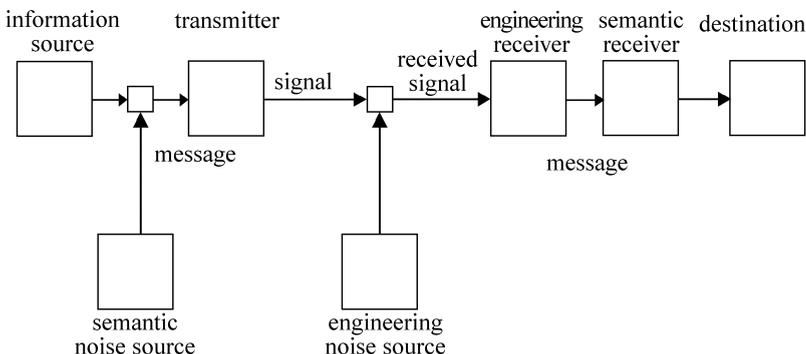


Abb. 2: Ein erweitertes Kommunikationsmodell.

Der semantische Empfänger soll die statistischen Eigenschaften des Empfängers mit einbeziehen (das alte Modell hat nur die der Informationsquelle berücksichtigt); dahinter steckt die sehr berechtigte Idee, dass der Hörer ja unter Umständen die Nachricht in einem anderen Kontext hört als dem, in dem sie der Sprecher konzipiert hat. Bei identischem Signal ist daher die Information der Nachricht für den Sprecher eine andere als für den Hörer (und zwar unabhängig von den Eigenschaften des Kanals, die auch das erste Modell berücksichtigt). Das semantische Rauschen, über dessen genaue Natur sich Weaver nur sehr unklar äußert, soll wohl jene nicht-physikalischen Gründe für die unbeabsichtigte Veränderung der Nachricht beim Hörer erfassen, die auf diese Inkongruenz der Kontextzustände im Sprecher und Hörer zurückzuführen ist. (Unklar bleibt, warum es sich zwischen Informationsquelle und *transmitter* einschleibt.)

Aus heutiger Sicht ist festzustellen, dass die Kommunikationstheorie und die mit ihr verbundenen mathematisch und kybernetisch inspirierten Modelle die linguistische Auffassung von Kommunikation zweifelsohne positiv beeinflusst haben, indem sie den Begriff des Kontextes (in einem bestimmten Sinne) in die Theoriebildung eingeführt und dadurch die Abkehr von einer Bedeutungstheorie, nach der allein die sprachlichen Zeichen den Inhalt der Nachricht bestimmen, eingeleitet haben. Die Radikalisierung dieses Ansatzes z. B. bei Shannon, der auf jedwede intensionale Bedeutung verzichtet, erscheint allerdings fragwürdig und ist auch innerhalb der Sprachphilosophie und mathematischen Logik nicht unumstritten, wie eine ganze Traditionslinie von formalen Semantiktheorien von Frege bis Montague zeigt, die mit intensionalen Bedeutungen arbeiten. Die Behauptung mag plausibel sein, dass ein Phonem oder Graphem keinen anderen Beitrag zur sprachlichen Kommunikation leistet, als in Opposition zu allen anderen Phonemen oder Graphemen zu stehen, die im jeweils verwendeten Code paradigmatische Alternativen zu ihm sind (also „Andersheit“ zu signalisieren; vgl. Jakobson 1970: 174). Schwieriger liegen die Dinge aber auf der Ebene der Äußerung. Zwar ist es richtig, dass die Information in dem Ausruf *Feuer!* unabhängig von der Bedeutung des Nomens *Feuer* wesentlich geringer ist, wenn die Adressaten sehen, dass es brennt, als wenn sie mit diesem Ruf aus dem Schlaf geschreckt werden. Aber es bleiben mindestens zwei Probleme:

Das erste Problem ist, dass Shannon die Unterschiede der Informationshaltigkeit derselben Äußerung *Feuer!* in verschiedenen Situationen beschreiben kann, nicht aber die Frage, wie es zu dieser Informationshaltigkeit überhaupt kommt. Auch wenn wir alle nicht-gewählten Alternativen zu dieser Äußerung (faktisch könnten es unendlich viele sein) mit ihren Wahrscheinlichkeiten auflisten könnten, führte uns dies noch nicht zu der Erkenntnis, wie die in der

Äußerung enthaltene Information eigentlich strukturiert ist. Der kontextbestimmte Informationsbegriff suggeriert (wenn er den Begriff der Bedeutung eines sprachlichen Zeichens ersetzen soll), dass die innere Struktur des Zeichens für die Kommunikation unwichtig ist. Ob eine bestimmte syntaktische Struktur für die (direkte) Interaktion besonders geeignet ist, ob sie kognitiv-prozessual leichter handhabbar ist oder ob das Gegenteil zutrifft, dafür interessiert sich der Informationsbegriff des Kommunikationsmodells nicht. Oder: Ob eine Sequenz von Phonemen einfach oder schwer zu artikulieren und zu perzipieren ist, ist eine irrelevante Frage, wenn lediglich die Redundanz einer Zeichenkombination zu bestimmen ist (aber nicht nach den Gründen für mögliche und unmögliche Kombinationen gefragt wird). Oder: Ob anstelle von *Feuer!* jemand sagt: *Es riecht so nach Rauch!* oder gar: *Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Bademantel in Flammen steht!* ist (da jeweils die Botschaft dieselbe bleibt) unerheblich.

Das zweite Problem ergibt sich aus der Frage, ob sich Information mit der geringeren Redundanz im Sender gleichsetzen lässt, oder ob sie nicht vielmehr (vielleicht sogar ausschließlich) mit der Entropie im Hörer zu tun hat.⁷ Die Auftretenswahrscheinlichkeit von Feuer mag in bestimmten Fällen für den Sprecher und die von ihm gewarnten Hörer identisch sein, und mithin auch der Informationsgehalt der Äußerung *Feuer!*. Aber in dem immerhin denkbaren Fall, dass der Warner das Feuer selbst gelegt hat, ist die Informationshaltigkeit seiner Äußerung für ihn selbst sehr gering, da das Faktum Feuer nach einer Brandstiftung weitgehend vorhersagbar ist. Dies berührt freilich die Informationshaltigkeit der Äußerung für die Hörer in keiner Weise. Information für den Sprecher und Information für den Hörer können also deutlich auseinanderfallen, und es gibt gute Gründe dafür, in einer Theorie menschlicher Kommunikation die letztere wesentlich höher zu bewerten als die erstere. Umgangssprachlich würden wir eher eine Äußerung *Feuer!* für irrelevant oder überflüssig halten, die uns als Hörer etwas mitteilt, was wir schon wissen, als eine, die etwas beschreibt, was der Sprecher schon weiß, nicht jedoch wir.

Natürlich können für die Differenz zwischen sprecher- und hörerseitiger Information kanalbedingte Verzerrungen von sprachlichen Signalen verantwortlich sein, die durch Nebengeräusche, mangelnde Sicht (bei gestischer Kommunikation), schlechtes Hören (Schwerhörigkeit), u. a. bedingt sind. Aber

⁷ Grundsätzlich scheint das Kommunikationsmodell zu stark am Sprecher orientiert zu sein; man vergleiche dagegen die Theorie von Sperber & Wilson (1986), die besagt, dass eine relevante Information nicht durch einen hohen Entropiewert im/für den Sprecher gekennzeichnet ist, sondern dadurch, dass sie im Hörer eine nicht vorhersagbare Veränderung seines Informationsstandes („kontextuellen Effekt“) auslöst.

viel wichtiger sind sicherlich Missverhältnisse zwischen enkodierter und dekodierter Nachricht, die auf andere Faktoren zurückzuführen sind. Neben den schon erwähnten Unterschieden des sprecher- und hörerseitigen Kontexts ist hier noch ein anderer Punkt wichtig (der im *Funkkolleg* auch eine gewisse Rolle spielt): der Code selbst, mit dem die Nachricht vom Sprecher konzipiert und/oder vom Sender kodiert wird, muss nicht mit dem identisch sein, der dem Empfänger zur Verfügung steht. Nicht nur bei interlingualer Kommunikation gibt es Code-Unterschiede; nur idealtypisch verfügen zwei Kommunikationspartner über exakt dieselben kommunikativen Ressourcen.

Dass in Shannons ursprünglicher Modellierung weder Code-Unterschiede noch Kontext-Differenzen zwischen Kodierer und Dekodierer berücksichtigt werden, ist nicht zufällig. Die mathematische Kommunikationstheorie setzt eine bestimmte ‚Nachricht‘ als mentale Entität im Kopf des Sprechers voraus, die quasi schon fertig verpackt vorliegt und in den Sender (*transmitter*) eingespeist wird.⁸ Diese Nachricht ist völlig unabhängig vom Hörer und seinem kommunikativen Verhalten: die Pfeile verlaufen immer nur von links nach rechts. Erst in den Andeutungen einer Erweiterung um „semantisches Rauschen“ erwähnt Weaver, dass der Informationszustand des Hörers (*destination*) möglicherweise auch schon die Auswahl des Signals mitbestimmen könnte.

Realistisch kann aber nur ein Modell der Kommunikation sein, das berücksichtigt, dass bei der Formulierung einer Botschaft durch einen Sprecher Bezug auf den Informationsstand genommen wird, den dieser beim Hörer vermutet. Während er seine Nachricht formuliert (was oft ja nicht in einem wohlgeordneten Satz passiert, sondern in mehreren Anläufen), hat der Hörer immer wieder Gelegenheit, in den Formlierungsprozess einzugreifen und so zu signalisieren, ob diese Vorannahmen des Sprechers über sein Hintergrundwissen richtig waren.⁹ Schon in die Konzipierung der Nachricht geht also eine Annahme über die *destination* mit ein; der Weg von der Nachricht zum Empfänger ist nicht unidirektional, sondern eher einem reflexiven Hin-und-Her vergleichbar; die

⁸ Auch die Unterscheidung zwischen „Informationsquelle“ und „Sender“ einerseits und „Empfänger“ und „Destination“ andererseits ist in der sprachlichen Kommunikation (anders als in der technischen Informationsübermittlung) diffus. Shannon/Weaver suggerieren, dass Nachrichten zunächst konzipiert und dann in einem getrennten Schritt zu Signalen kodiert werden (bzw. umgekehrt auf der rezipierenden Seite). Handelt es sich in der mündlichen Kommunikation dann um vor-sprachliche Ideen, die grammatisch-phonologisch kodiert werden? Findet Denken ohne Sprache statt? Letztendlich zeigt sich hier, wie sehr Shannon Problemen der technischen Übertragung verpflichtet ist: hier liegt die Nachricht ja schon sprachlich fertig kodiert vor; der „Sender“ muss sie lediglich in ein sekundäres Kodiersystem (etwa ein digitales wie den Morse-Code) übersetzen.

⁹ Vgl. dazu den Begriff des „recipient design“ in der Konversationsanalyse; Schegloff (1977).

Botschaft liegt nicht schon vor Beginn des Kommunikationsprozesses fest, sondern entsteht in ihm. Dies zeigt ein Blick in beliebige Alltagskonversationen:¹⁰

01 T: mhhh (- -) °hh und wie gehts KArin?
 02 R: jjoa GUT.
 03 (0.5)
 04 T: mhh °h s_der einzig ruhende POL noch bei euch in der wohnge-
 meinschaft=oder? °h (--)
 05 R: jjoa:::[h h
 06 T: [°hh he he [h
 07 R: [jo=jo [a
 08 T: [in bezug auf eX[Amina;
 09 R: [bezug (-)
 bezug auf eXAmEn SICher(lich);
 10 (1.0)

Die ‚Botschaft‘ dieses thematischen Abschnitts aus einem alltäglichen (Telefon-) Gespräch ist, dass es ‚Karin‘ gut geht und sie der ruhende Pol in der von Examensvorbereitungen gebeutelten Wohngemeinschaft ist. Aber es ist nicht möglich, diese Botschaft einer einzelnen Äußerung innerhalb dieser kurzen Sequenz zuzuordnen: beide Gesprächsteilnehmer, die Anruferin T und der Angerufene R, sind an ihrem Zustandekommen beteiligt. Obwohl R die Information, dass Karin der ruhende Pol der Wohngemeinschaft sei, zögerlich bejaht, kommt sie nicht von ihm selbst, sondern wird ihm von T vorgeschlagen, ja: in den Mund gelegt. Wer ist hier der Urheber der Botschaft und wer ihr Sender?

Zusammenfassend ist es sicher nicht übertrieben zu sagen, dass das Kommunikationsmodell von Shannon/Weaver heutzutage von niemandem, der sich mit menschlicher Interaktion beschäftigt, noch verwendet wird. Die Faszination daran konnte nur in einer Zeit entstehen, in der die Linguisten zwar einerseits mit ihrer grammatisch und historisch ausgerichteten Wissenschaft unzufrieden waren und eine ‚pragmatische‘ Erweiterung im Auge hatten, sich andererseits aber noch nicht empirisch mit sprachlichen Kommunikationsabläufen beschäftigt hatte. Sobald dies geschehen war, wurden die Mängel des kybernetischen Kommunikationsmodells zu offensichtlich. Maas schrieb dazu 1972:

Die Adaption nachrichtentechnischer Begriffe kann für eine noch so anspruchslöse Kommunikationswissenschaft (Kommunikation als menschliche Kommunikation verstanden) nicht besonders stimulierend sein. Schlimmer ist, dass sie irreführend

¹⁰ Alle in diesem Buch zitierten Transkriptbeispiele folgen den GAT2-Konventionen (vgl. Selting *et al.* 2009).

ist, weil sie die Spezifika der menschlichen Kommunikation schlicht ignoriert, indem sie diese einreihet in eine Reihe technischer, bestenfalls naturwissenschaftlicher Objekte. Diese Irreführung als Methode ist verantwortungslos. (1972: 54)

Unabhängig davon, dass das nachrichtentechnische Kommunikationsmodell für die faktische Beschreibung sprachlicher Interaktion unter Menschen recht ungeeignet ist, bleibt jedoch ein anderer Aspekt festzuhalten: das ‚Rohrpost‘-Modell, in dem Nachrichten feste Einheiten in ‚Gefäßen‘ sind, die ein Sender dem Empfänger aushändigt oder schickt, ist tief in unserer alltäglichen Sprachideologie verwurzelt. Wie Reddy (1979) und spätere Arbeiten gezeigt haben, ist das Englische (und – vielleicht nicht immer so deutlich – auch andere westliche Sprachen) voll von Metaphern, die dieser Ideologie entsprechen (vgl. *to bring across, capture in words, give someone an idea of something, empty of meaning*; dt: *rüberbringen, (einen Text) vollpacken (z.B. mit Fremdwörtern), bedeutungsleer*, etc.). Diese – wie Reddy es nennt – „conduit metaphor“ ist also ein zentraler Teil des europäischen vorwissenschaftlichen Denkens über sprachliche Kommunikation. In Shannons Kommunikationsmodell hat diese westliche Sprachideologie in pointierter Form Eingang in die wissenschaftliche Behandlung des Themas ‚Kommunikation‘ gefunden. Seine Plausibilität erhält es somit weniger aus der empirischen Berechtigung seiner Annahmen als eben aus der Übereinstimmung mit jenen Alltags-Sprachtheorien. Wo und wie beide irren, wird in den folgenden Kapiteln genauer dargestellt.

2 Ausdruck – Appell – Darstellung

Karl Bühler

K. Bühler (1879–1963), geboren in Meckelsheim bei Heidelberg, studierte bis zu seiner Promotion Medizin (1903) in Freiburg, promovierte dann erneut im Fach Philosophie (1904) in Straßburg; nach einigen Jahren als Arzt in Straßburg und junger Wissenschaftler in Freiburg und Berlin habilitierte er sich 1907 in Würzburg als Psychologe.¹ Er geriet schnell in eine scharfe Auseinandersetzung mit Wilhelm Wundt, der damals beherrschenden Figur in der deutschen Sprachpsychologie, dem gegenüber er einen eher sozialpsychologischen als den Wundt vorgeworfenen² individualpsychologischen Standpunkt vertrat. Nach Zwischenstationen in Bonn und München wurde er 1918 Ordinarius in Dresden und 1922 in Wien, wo er – zusammen mit seiner Frau Charlotte, einer bekannten Kinderpsychologin – das Institut für Psychologie neu aufbaute und weltweite Anerkennung genoss. 1938 musste er nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs nach Amerika emigrieren (er wurde, vermutlich wegen der jüdischen Familienmitglied in der Familie seiner Frau, von der Gestapo inhaftiert und konnte nur durch Mithilfe von Freunden über Skandinavien ausreisen; vgl. Sebeok 1981: 96); dort blieb jedoch der wissenschaftliche Erfolg aus. Bühler, der die USA von früheren Gastprofessuren u. a. in Chicago, Harvard und Stanford kannte – 1930 hatte er einen Ruf nach Harvard abgelehnt –, musste nun in drittrangigen Colleges lehren. Ab 1945 arbeitete er bis zu seiner Pensionierung in Los Angeles als Assistant Clinical Professor für Psychiatrie.³

Bühler war in erster Linie ein philosophisch orientierter Psychologe. Er kannte sich jedoch in der Sprachwissenschaft seiner Zeit genauso hervorragend aus wie in der Sprachpsychologie. Neben den indogermanischen Forschungen (der Junggrammatiker) war er natürlich auch mit der psychologischen Schule in der damaligen deutschen Sprachwissenschaft (Wundt, Erdmann, Stumpf, Wegener⁴), aber auch mit Saussures Werk⁵ bestens vertraut und stand in engem Kontakt mit der Prager Linguisten-Schule (besonders mit Nikolaus Trubetzkoy

1 „Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge“, *Archiv für die gesamte Psychologie* 9 (1907), S. 297–365 sowie 12 (1908), S. 1–23 und S. 24–92.

2 Zur Berechtigung dieses Vorwurfs und zur Beziehung zwischen Wundt und Bühler allgemein vgl. Graumann (1984).

3 Zur Vita vgl. allgemein Lebzeltner (1969); besonders zum ‚Wiener‘ Kontext Ash (1988) und Ch. Bühler (1965).

4 Vgl. Wegener (1885).

5 Vgl. zu Bühlers Einschätzung der Sprachtheorie Saussures u. a. Koerner (1984).

gab es einen engen Austausch). Von den Philosophen seiner Zeit prägte ihn vor allem Husserl (neben H. Gomperz, E. Cassirer und A. Marty). Außerdem rezipierte er den jungen amerikanischen und britischen Behaviorismus und war von ihm beeindruckt, ohne seine Voraussetzungen zu teilen. Enger Kontakt bestand zu dem englischen Sprachphilosophen Alan Gardiner (dessen Buch *A Theory of Speech and Language* von 1932 verschiedene Parallelen zu Bühlers Organonmodell aufweist).

Bühler hatte vor dem 2. Weltkrieg (zusammen mit seiner Frau) einen wesentlichen Einfluss auf die Psychologie und Sprachwissenschaft. Für Roman Jakobson, dessen Kommunikationsmodell von Bühlers Zeichenmodell stark geprägt ist (vgl. Kap. 3), war Bühlers *Sprachtheorie* „for linguists probably the most inspiring among all the contributions to the psychology of language“ (1969 [1971: 671]). Auch ein Einfluss auf Wittgenstein (vgl. Kap. 7) in dessen Wiener Zeit nach dem 1. Weltkrieg ist wahrscheinlich.⁶ Nach dem 2. Weltkrieg wurde Bühlers Werk freilich kaum mehr rezipiert und zumindest im Zentrum der (strukturalistischen, später generativen) Sprachwissenschaft mehr oder weniger vergessen. Erst seit der sog. pragmatischen Wende in den 1970er Jahren gilt seine *Sprachtheorie* zumindest in Deutschland als einer der bedeutendsten Beiträge zur Sprachwissenschaft. Der Rezeption außerhalb des deutschen Sprachraums steht wohl nach wie vor die begrifflich oft diffuse und unstrukturierte Schreibweise Bühlers im Wege, auch wenn inzwischen eine gute englische Übersetzung vorliegt. „Seine Sprache war zu klein für die Gedanken, die er verfolgte, und vielleicht verloren seine Gedanken für ihn auch an Größe durch die Sprache, die er pflegte“, schreibt Ungeheuer (1984, II: 50) dazu.

Von den zahlreichen linguistischen Themen, die in Bühlers Werk behandelt werden, wird hier das am weitesten bekannte genauer dargestellt, sein sog. Organonmodell. Freilich lässt sich dieses Modell nicht isoliert, sondern nur im Zusammenhang der *Axiomatik* Bühlers im Besonderen sowie der *Sprachtheorie* im Allgemeinen verstehen. Aus diesem Grund müssen Bühlers Konzept des „Sprachwerks“, seine „Feldertheorie“ der Sprache und seine u. a. Talmy Givón⁷ vorausgreifende Analyse des Kontinuums von situationsgebundener zu situationsenthobener Rede in diesem Kapitel zumindest am Rand eine Rolle spielen, auch wenn sie nicht direkt mit der Theorie sprachlichen Handelns zu tun haben. Bühlers Theorien der Deixis, der Ellipse oder der Metapher

⁶ Vgl. Eschbach (1984).

⁷ Vgl. z. B. Givón (1979).

werden hier jedoch nicht behandelt, obwohl sie für die Sprachwissenschaft von ebenfalls großer Relevanz sind.⁸

Die wichtigsten Arbeiten Bühlers sind, neben der hier vor allem interessierenden *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache* (Jena 1934, zahlreiche Neuauflagen; engl. Übersetzung: *Theory of Language – The representational function of language*, übersetzt von D. F. Goodwin, Amsterdam: Benjamins), *Die geistige Entwicklung des Kindes* (1918), „Die Krise der Psychologie“ (*Kant-Studien* 31, 1926, S. 455–526 und Jena 1927), *Ausdruckstheorie* (Jena 1933) und *Das Gestaltprinzip im Leben der Menschen und der Tiere* (Bern 1960). Das von Bühler so genannte Organonmodell („Werkzeugmodell“) wurde zuerst in dem Aufsatz „Kritische Musterung der neuern Theorien des Satzes“ (*Indogerm. Jahrbuch* 6. Bd., 1918/1920, S. 1–20), dann in veränderter und wesentlich umfangreicherer Form in dem Aufsatz „Die Axiomatik der Sprachwissenschaften“ (*Kant-Studien* Bd. 38, 1933, S. 19–90) vorgestellt (Neuabdruck: Frankfurt 1969, Verlag V. Klostermann, Hg. v. E. Ströker). In der *Sprachtheorie* findet sich derselbe Beitrag in etwas veränderter Form auf den Seiten 12 ff. („Die Prinzipien der Sprachforschung“) wieder (v. a. § 2, „Das Organonmodell der Sprache“).⁹

Von den inzwischen nicht wenigen Arbeiten zum sprachpsychologischen und sprachwissenschaftlichen Werk Bühlers seien hier genannt: *Bühler-Studien* (= Eschbach (Hg.) 1984b; höchst lesenswert der Beitrag von G. Ungeheuer); *Karl Bühlers Axiomatik* (= Graumann & Hermann (Hg.) 1984; darin besonders Eschbach 1984) und *Karl Bühler's Theory of Language* (= Eschbach (Hg.) 1988; darin besonders Innis 1988 und Ortner 1988) sowie die Einleitung zur englischen Übersetzung der „Axiomatik“ (= Innis 1982), außerdem Sebeok (1981).

* * *

Bühler stellte sich aus einer psychologischen Denkrichtung kommend die Frage, wie Menschen koordiniert handeln können. Ausgangspunkt ist also auch für ihn das Steuerungsproblem menschlichen Verhaltens, derselbe

⁸ Vgl. zur Metapher etwa Innis (1982: 43–54) und Brekle (1988); zur Ellipse Klein (1984); zur Deixis Conte (1988) und Weissenborn (1988).

⁹ Bühler hat außerdem in seinem Buch *Die Krise der Psychologie* 1927 drei Aspekte dieser Wissenschaft auf ihren Gegenstand herausgearbeitet, die er „Erlebnisse“, „sinnvolles Benehmen der Lebewesen“ und deren „Korrelation mit den Gebilden des objektiven Geistes“ nennt (3./1965: 29). Es ist unschwer zu erkennen, dass hier die drei Zeichenfunktionen des Organonmodells wieder auftauchen; tatsächlich wird die „Kundgabe“ der Erlebnispsychologie, der „Appell“ der Verhaltenspsychologie und die „Darstellung“ der geisteswissenschaftlichen Psychologie zugeordnet. Genaueres zur Funktion des Organonmodells als axiomatischer Grundlegung der Psychologie ist nachzulesen bei Graumann (1988).

Aspekt, der später in der Kommunikationsforschung und Kybernetik – freilich völlig unbeeinflusst von Bühlers Arbeiten und mit einem gänzlich anderen theoretischen Hintergrund – eine große Rolle spielen sollte (vgl. Kap. 1). Seine Lösung für das Problem der koordinierten Steuerung sozialen Verhaltens setzt bei der spezifischen Natur der *Zeichen* an, mit denen sprachlich Handelnde umgehen. Die Sprachwissenschaft (ebenso wie die Sprachpsychologie) braucht deshalb nach seiner Meinung eine *semiotische* Grundlage. Dies ist das allgemeinste der „Axiome“ („Leitsätze“, 1934: 24) der Sprachwissenschaft, die Bühler 1933 vorschlägt:¹⁰ „Die sprachlichen Phänomene sind durch und durch zeichenhaft“ (S. 33).

Bühlers Sprachtheorie versucht nun, eine Theorie des Ko(n)textes auszuarbeiten, die die verschiedenen Verfahren, durch die sprachliche Äußerungen zu Zeichen werden, expliziert. Dies ist die von ihm selbst so genannte Zweifeldertheorie.¹¹ Gestaltpsychologische und phänomenologische Ansätze aufgreifend, geht er davon aus, dass alle sprachlichen Zeichen ihre Bedeutung in Relation zu bestimmten (Um-)Feldern beziehen, in die sie sich einbetten (d. h., die zu ihrem Ko(n)text werden). Dabei unterscheidet er zwei wichtige Fälle, nämlich Zeichen im „Zeigfeld“ und Zeichen im „Symbolfeld“. (Bühler spielt mit der Möglichkeit, noch einen dritten Zeichentyp einzuführen, der sich auf das „Malfeld“ bezieht und der ikonische Beziehungen zwischen Zeichen und Referent erfassen würde, wie sie sich z. B. bei onomatopoetischen Wörtern ergeben. Er verwirft diese Möglichkeit jedoch mit dem Hinweis auf die geringe Relevanz dieser piktorialen Elemente in der Sprache und sieht auch phylogenetisch die Priorität nicht im Ikonismus, sondern in der Indexikalität.)

Zeichen im Zeigfeld – die deiktischen Zeichen – werden in ihrem „symphy-sischen“ oder „sympraktischen“ Umfeld (also in ihrem situativ eingebundenen Handlungszusammenhang) verstanden. In Bühlers treffender Metapher sind sie die „Diakritika“, die als „Inseln“ im Meer der nicht-sprachlichen Handlungen dem Hörer die entscheidenden Interpretationshinweise geben. Dabei haben sie selbst – im Extremfall – keine (bzw. eben nur eine „diakritische“) Bedeutung: Genauso wie in der Phonologie die Bedeutung der einzelnen Phomene lediglich darin besteht, die Opposition zwischen einem sprachlichen Zeichen und einem anderen (*Hund* – *Hand* = /u/ : /a/) zu konstituieren, ohne inhaltlich zur Unterscheidung dieser Wörter beizutragen (/u/ entspricht keinem semantischen Merkmal von ‚Hund‘, /a/ keinem semantischen Merkmal von ‚Hand‘), ebenso sind auch die deiktischen Sprachmittel nur dazu da, als

¹⁰ In der Fassung von 1934 ist es das zweite, weil das Organonmodell (4. Axiom von 1933) nun in die erste Position rückt.

¹¹ Zur Feldertheorie vgl. Heger (1984), Innis (1982: 19–42), Ehlich (1986).